



Hans Richard  
Brittnacher

## Homo philologus – ein Nachruf

In einer kleinen amüsanten Fiktion lässt der englische Autor Alan Bennett die verdrießliche und ein wenig amtsmüde Queen die Freuden des Lesens entdecken.<sup>1</sup> Bei der obligatorischen Ausfahrt benutzt sie nach Möglichkeit die Kutsche, um huldvoll aus dem Fenster winken, aber gleichzeitig die Augen auf das den Passanten verborgene Buch in ihrem Schoß heften zu können. Für ihre Vorsichtsmaßnahme hat die Queen gute Gründe, wird doch ihre neue Leidenschaft vom Premierminister und ihrer Entourage voller Argwohn betrachtet. Als sie beginnt, sich Notizen zu ihren Lesefrüchten anzufertigen, deutet ihr Adjutant dies als Zeichen beginnender Geistesschwäche. Dass sie, weil sie in Gedanken bei Emma Woodhouse oder Jane Eyre weilt, innerhalb von 14 Tagen zweimal das gleiche Kleid trägt, erregt die Besorgnis der Hofkamarilla, die nach einem Tag in Apfelgrün an den Folgetagen zwingend Abricot und Aubergine erwartet. Wer schon die Kleiderordnung vernachlässigt, dem werden bald, davon ist man bei Hofe überzeugt, auch die Dienstgeschäfte entgleiten.

Wer liest, steht unter Verdacht. Denn das Lesen dämpft die Begeisterung für andere Tätigkeiten, es macht weich und empfindsam, wo doch einem Staatsoberhaupt Härte und eine erhabene Nonchalance gegenüber menschlichen Schwächen abverlangt werden. Für den Mangel authentischer Erfahrungen entschädigt das Lesen nur dürftig durch ein Übermaß an Empfindung und Nachdenklichkeit – was, wie man seit *Hamlet* weiß, in einer Spirale aus Reflexionsüberschuss und Handlungshemmung die Untätigkeit zuletzt auf Dauer zu stellen droht. Was er denn da lese, fragt der misstrauische Polonius seinen potenziellen Schwiegersohn, den melancholischen Dänenprinzen. Ach, entgegnet dieser, hellwach in seiner Schwermut, nichts weiter, nur: »Words, words, words!« Das beruhigt Polonius: Wer liest, wer sich dem verantwortungslosen Regime der Zeichen unterwirft und sich von ihren Launen bald hierhin, bald dorthin entfüh-

ren lässt, von dem ist kein Widerstand zu erwarten, keine konspirative Handlung zu befürchten.

Wer liest, leidet jedoch nicht nur unter Aktivitätsdefiziten, sondern auch unter Stimmungsschwankungen; bekümmert, dass ihm die Abenteuer des Fabrice del Dongo versagt, aber auch heilfroh, dass ihm die Prüfungen des Mendel Singer erspart bleiben – so oder so, der Leser ist nicht mehr Herr seiner selbst, gerät, eben noch himmelhoch jauchzend, rasch in bodenlose Trauer. Als Regentin ist die Queen in der Wahrnehmung ihrer Untertanen ein Neutrum, das Hände schüttelt, gesunden Menschenverstand, aber keine Seele hat. Als Leserin wird sie unversehens zum Menschen, deren Lektüreindrücke Rückschlüsse auf eine unvermutete sentimentale Seite der Regentin erlauben. Denn sogar die vermeintlich spröde Queen fühlt sich erleichtert, von den bitteren Liebeserfahrungen, in die Sylvia Plaths Geschichten intime Einblicke gewähren, verschont geblieben zu sein, aber beneidet die handfeste Lauren Bacall um ihre unverblümt mitgeteilten erotischen Erfolge.

Dass sie beim Lesen so unbeschwert vom Geplauder einer Leinwanddiva zu den literarischen Exerzitien einer schwermütigen Dichterin wechseln kann, charakterisiert die Leserin, auch eine von königlichem Geblüt, als labilen Charakter, von dem nicht einmal in Fragen des literarischen Geschmacks verlässliche Orientierungen zu erwarten sind. Leser lesen, was ihnen vor die Augen und in die Finger gerät – sie sind unsichere Kantonisten, Spielverderber und Eigenbrötler. Wer liest, zieht sich zurück, wird unzugänglich und ungesellig; er vertreibt sich nicht etwa die Zeit, wie ein populäres Vorurteil unterstellt, er verlangt mehr davon, wird zum Eiferer, der um jede Minute feilscht, die ihm das Leben zum Lesen lässt. Bennetts kleiner Roman ist die Geschichte einer nach Literatur Süchtigen, die sich von den Amtsgeschäften auf Entzug gesetzt fühlt. Sie interessiert sich nicht länger für diplomatische Konventionen, sondern nur noch für das



nächste Buch. Sie will keinem afrikanischen Schlächter mehr die Hand schütteln, mit keinem Kanzler über den Euro debattieren, sondern verstehen, warum das Anfeuchten eines Biskuits mit Tee Erinnerungen aufruft, in deren bengalischem Glanz die Ereignisse im bedeutungslosen Leben Marcells, von der Poesie der Sprache aneinandergereiht wie schimmernde Perlen, zu unvergänglicher Schönheit erblühen können.

Mehr will kein Leser – aber auch niemals weniger. Der Rücksichtslosigkeit des Lesers steht die Großmut der Literatur gegenüber: Das Lesen gewährt ein überwältigendes Gefühl von Indifferenz – den Büchern ist es gleich, wer sie liest. Im Akt einer unerhörten Egalität finden sich vor ihr alle Leser, die Queen wie der Stalljunge, unversehens Seite an Seite und durchstreifen das Reich der Fantasie inkognito, die Queen als Magd, der Stalljunge als General.

Der Leser ist kein Fantast aus eigener Kraft, er hängt am Tropf fremder Fantasien. In dem, der liest, so könnte man in Abwandlung eines Bonmots von Brecht sagen, hat man einen, auf den man nicht bauen kann, den geborenen Verräter: Er kennt nur eine Treue, die zu den Zeichen, die sich zu Worten und Sätzen verketteten und das Herz des Lesers schneller schlagen lassen, wenn sie ihn in die Traumlandschaften der Imagination entführen. Wer liest, entwickelt ein untrügliches Gespür für das, was die Welt ihm schuldig geblieben ist: Er zahlt es ihr heim durch einen fundamentalen Mangel an Loyalität. Heute hält er es noch mit Rastignac, morgen schon mit Vautrin. So ist der englische Hof zwar perplex, als die Queen abdankt, aber zuletzt doch ein wenig erleichtert, weil nun der Pressesprecher für das exzentrische Verhalten einer Königin, die ihre Untertanen beim Bad in der Menge nach ihrer letzten Lektüre fragt, nicht länger händeringend nach Erklärungen suchen muss.

Wegen der notorischen Unberechenbarkeit des Lesers lässt sich wohl auch leicht das Entsetzen vorstellen, von dem Napoleons Generäle im brennenden Moskau gepackt wurden, als sie ihren Feldherren im Lotterbett des Zaren finden, wo er sich, statt feindliche Imperatorinnen zu beglücken und ihre Armeen zu eliminieren, selbstvergessen der Lektüre von Liebesromanen widmet. In erbarmungslosen Märschen durch die brütende Hitze der russischen Steppe, durch die eisigen Winter in einem unbekanntem Land und durch blutige Scharmützel mit den Partisanen des greisen Feldmarschalls Kutusow war der Stolz Napoleons, die glorreiche »grande armée«, aufgerie-

ben worden: Nur noch 100 000 Soldaten, ein Sechstel der größten Armee, die bis dahin je in Marsch gesetzt worden war, hat schließlich Moskau erreicht. Aber der Zar ist geflüchtet, die Soldateska findet eine Stadt vor, die von ihren Bewohnern vor dem Verlassen in Brand gesteckt wurde.<sup>2</sup> Jetzt wäre die Zeit für eine jener wuchtigen Reden, mit denen der geniale Feldherr seine demoralisierten Soldaten auch in aussichtsloser Lage zu elektrisieren vermochte: Soldaten, vier Jahrtausende menschlicher Geschichte schauen auf euch herab, usf.

Im Gedächtnis der kulturellen Überlieferung verbindet sich der Ruhm Napoleons mit der Vorstellung von Effizienz, Sparsamkeit und Prägnanz. Ein Blick auf die Lagebeurteilung seiner Generäle reichte aus, taktisch richtige Entscheidungen zu treffen. Aus der historischen und politischen Literatur hat er sich mit einem sicheren Blick für das Wesentliche eine solide Bildung angeeignet, die seinen instinktiv richtigen politischen und militärischen Entscheidungen zugrunde lag. Aber der versierte Historiker und Stratege ist auch ein Mann der Tat, er muntert seine Männer auf, packt hier mit an, hilft dort mit aus, arbeitet bis an den Rand der Erschöpfung, schläft nur wenige Stunden – seine Arbeitsleistung grenzt an die eines in den reformierten Studiengängen aktiven Hochschullehrers. Immer ist Napoleon Herr der Lage, er gibt Befehle, erteilt Anweisungen, entwirft Strategien, plant voraus – würde er auch noch Drittmittel einwerben, stünde das Urteil fest: Der Mann ist exzellent!

Im brennenden Moskau aber hat Napoleon das Feldbett mit dem weichen Pfuhl des Zaren vertauscht – und als ob ihm erst jetzt, angesichts der Agonie seiner Armee, das Wissen um die längst schon erfolgte militärische Niederlage aufginge, verfällt der Spartaner auf dem Kaiserthron einer zügellosen Apathie. Der Kenner militärischer Rapporte und politischer Memoiren, der Mann des entschlossenen Urteils und des knappen Befehls liegt im Bett – und liest Romane. Statt des entscheidungsfreudigen, scharfsinnigen, begierig Informationen fordernden Mannes tritt ein schlampig gewordener Befehlshaber auf, der sich Handlungszwängen entzieht, indem er in eine von der Providenz poetischer Gerechtigkeit gelenkte Welt eintaucht.

Was alle Anzeichen politischer Fahnenflucht und unrühmlicher Selbstdistanzierung erkennen lässt, zeigt unter dem gelassenen Blick des Kulturhistorikers auch eine erfreulichere Seite: Es belegt die ungeheure Lebensmacht, die einst das Lesen besaß. Napoleon wimmelt



seine Generäle ab, weil er mit anderem, Wichtigerem beschäftigt ist: Wir haben uns, da bin ich mir sicher, den lesenden Napoleon als einen glücklichen Menschen vorzustellen. Sein Glück ist freilich nicht mehr das seiner Soldaten, es ist das eines Egoisten, der rabiat alle seine Verbindlichkeiten aufkündigt, um lesen zu können – und wenn dabei die Welt zum Teufel geht. Zwischen der literarischen Lust und der Pflicht des Tages klafft ein zu meist unversöhnlicher Abstand. Denn beim Lesen sind wir, ob wir nun an der Seite eines im Verlies schmachtenden Edmond Dantès die Stunde der Vergeltung herbeisehnen oder mit gebrochenem Herzen zusehen, wie Franz Biberkopfs Versuche, anständig zu bleiben, kläglich scheitern, ob wir an der Seite eines einbeinigen Kapitäns gegen ein weißes Meerungeheuer wüten oder mit einer in der französischen Provinz emotional verkümmerten Arztgattin mitleiden, zu einer Tiefe der Empfindungen fähig, die im Alltag ruinös wäre. Das Lesen erinnert uns an die Außenstände einer mit glücklichen Erfahrungen geizenden Geschichte. Das Lesen beglückt und verführt ad hoc, aber seine virtuellen Ekstasen geben keine Ruhe und beharren auf unverjährenen Ansprüchen – solange wir noch lesen, geben wir uns nicht geschlagen. Die Geschichte des Lesens bilanziert Glück und Unglück und hält den Abstand zwischen dem Glück des Einzelnen und seiner Verpflichtung aufs Gemeinwohl als abgründige Erfahrung versagten Glücks präsent. Wohl dem, der liest, wehe der Welt, in der nicht gelesen wird!

Wie jede andere Kulturtechnik auch hat das Lesen eine Geschichte, und diese Geschichte hat einen geschlechtsspezifischen Index. Der lesende Napoleon, der Mann mit dem Buch in der Hand, gehört in die Archäologie der Moderne. Bücher, darüber informiert auch die Kunstgeschichte, finden sich eher in den Händen von Frauen. Ob bei Balthus, Corot oder Renoir, bei Roussel, Valotton oder Matisse, Gainsborough oder Gerhard Richter – lesende Frauen blicken in Bücher oder vielmehr: Sie blicken an den Büchern vorbei, weil das, was sie gelesen haben, sie ins Träumen brachte. Jetzt betrügen sie, einstweilen noch in Gedanken, ihre Männer, so wie die Heldinnen, von denen sie gerade gelesen haben; sie tauschen mit anderen Leserinnen Geheimnisse aus, die nie ein männliches Ohr hören wird, tauchen mit dem Buch in der Hand auf den Grund ihrer Seele und erwachen in schattigen Parkanlagen zu einem zweiten Leben. Der Zauber der Lektüre teilt sich Frauen offenbar eher mit als Männern – Alan Bennetts *Souveräne Leserin* ist

nur ein weiteres, gewiss nicht das letzte Beispiel. Der moderne Mann liest eher selten, denn Männer haben ihrem Selbstverständnis nach dort präsent zu sein, wo sie Macht ausüben – also eben nicht, wenn sie im Bann der Lektüre stehen. Deshalb sehen wir Männer am Steuer eines Autos, am Tresen einer Kneipe, im Cockpit eines Flugzeugs. Der Mann hält Steuerknüppel in der Hand, Taktstöcke, Handys, Skalpelle, Gläser oder Waffen, aber keine Bücher. Früher studierte er immerhin noch Straßenkarten, jetzt kommuniziert er mit einem satellitengestützten Ortungssystem, das er auch noch zärtlich »Navi« nennt. Seinen Platz im Bildungsbürgertum, das jetzt Talkshow heißt, verdient er sich, weil er, des ewigen Geredes leid, lieber spricht, statt zuzuhören; und des Lesens schon lange leid, schreibt er – selbst wenn er nicht schreiben kann, was sich leicht beim Durchblättern aktueller Bestseller, seien es nun die Herzenergießungen eines bayrischen Torwarts oder eines pöbelnden Rappers, bestätigen lässt.

Der Leser wird so zum Abbild einer untergegangenen Zeit: wo der Mann sich noch vorübergehend der Regie eines Traums anzuvertrauen wagte. Das macht das Bild des lesenden Napoleon so ergreifend: Der Trotz, mit dem er ein paar Tage lang auf die Zeitgeschichte pfeift und sich ganz der Welt der Zeichen überlässt, getrieben nicht länger vom Verlangen, ein fremdes Reich zu unterjochen, sondern den nächsten Roman zu lesen. Es gibt wohl keinen kulturellen Akt, in dem sich Rücksichtslosigkeit und Friedfertigkeit so friktionslos miteinander verbinden. In anrührenden Prosaminaturen hat Walter Benjamin das kindliche, selbstvergessene Lesen als einen Vorgang beschrieben, der mehr mit Einverleibung als Einfühlung zu tun hat. Und selbst ein sonst so parfümierter Autor wie Hofmannsthal zeigt eine erstaunliche Empathie mit dem plebejischen Geschmack des viel Lesenden, wenn er ihn mit einem Süchtigen vergleicht: Er »taumelt von Buch zu Buch, wie Don Juan von Frau zu Frau [...] er lehnt wie ein Trinker an einer logubren Wand, vor der sich plötzlich ein Todesabgrund aufthut, aber da – wie vor dem Trinker die Flasche – zeigt sich das neue Buch und er beugt sich darüber, vergisst sich.«<sup>3</sup>

Es mag Gesellschaften ohne Schrift geben, aber keine ohne Lektüre. Die Geschichte des Lesens reicht von einer Zeit der intensiven Lektüre, in der wenige Leser wenige Bücher – oft nur eines: das Buch der Bücher, die Heilige Schrift – lasen, über eine Phase der extensiven Lektüre, in der viele Leser sich über viele Bücher beug-



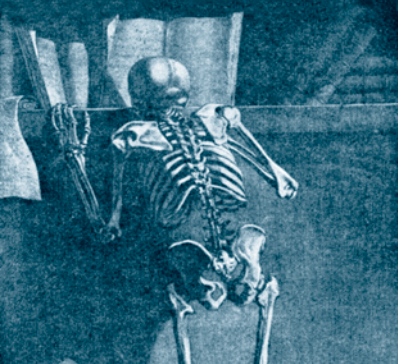
ten, bis zu einer Zeit des exzessiven Lesens, der im Wust von Belletristik, Ratgeberliteratur, Zeitungsmeldungen und elektronisch übermittelten Botschaften allmählich die Konturen traditionellen Lesens abhandenkommen. Will eine Gesellschaft sich Rechenschaft darüber geben, woher sie kommt, darf sie die Geschichte der in ihr üblichen, der von ihr favorisierten und erst recht die der von ihr verbotenen Lektüren nicht vergessen. Hier hat die Philologie ihren Platz: Sie liefert einer Gesellschaft historische Reflexion und mittel- und längerfristige Orientierungen. Wenn aber schon der, der liest, zum Fossil wird – wie muss es dann um den stehen, der das Lesen zu seiner Profession gemacht hat? Um den, der nicht nur professionell liest, sondern der sein beim Lesen erworbenes Wissen um das Lesen an die nächste Generation von Lesern weitergeben will?<sup>4</sup>

Immer wieder hört man von Studierenden, die ihr Studium abbrechen, weil sie den wissenschaftlichen Umgang mit der Literatur, die Philologie, als eine Zumutung empfinden, als unsittliche Annäherung, als seien Philologen lüsterne Greise, die einer keuschen Susanna im Bade in unzüchtiger Absicht zu nahe getreten seien. Es gehört zum Defätismus des Fachs, dessen Versuchungen sogar renommierte Philologen gelegentlich erliegen, den Literaturwissenschaftler geradezu als Totengräber der Literatur zu betrachten. Es ist ein uralter Vorwurf, dem das Alter nichts von seiner Zählebigkeit nimmt: Der Philologe sei eine Kreatur, die sich parasitär von dem mäste, was ein anderer geschrieben habe und was er selbst niemals schreiben könne. »Ich frage mich«, so Elias Canetti, »ob es unter denen, die ihr gemächliches, sicheres, schnurgerades akademisches Leben auf das eines Dichters bauen, der in Elend und Verzweiflung gelebt hat, *einen* gibt, der sich schämt.«<sup>5</sup> Der Vorwurf, Literaturwissenschaft nur zu betreiben, weil einem selbst zum Schreiben die Begabung fehle, ist uralte. Ihm gesellt sich gern jener der Gelehrsamkeit, vulgo: staubrockener Langeweile, und schließlich auch noch der gekränkter Eitelkeit: Forschungsbeiträge von Philologen in Fachzeitschriften sind demzufolge nichts als Duftmarken frustrierter Intellektueller, bei denen es zum Schriftsteller nicht reichte. Goethe, der nicht nur die bedeutendsten Dramen, Romane und Gedichte der deutschen Literatur schrieb, sondern offenbar auch den Ehrgeiz verfolgte, Zitate für jeden, aber auch wirklich jeden Gebrauch zu liefern, verglich die »Professoren und ihre mit Zitaten und Notaten überfüllten Abhandlungen, wo sie rechts und links abschweifen und die

Hauptsache vergessen machen, mit Zughunden, die, wenn sie kaum ein paarmal angezogen hätten, auch schon wieder ein Bein zu allerlei bedenklichen Verrichtungen aufhüben, sodaß man mit den Bestien gar nicht vom Flecke komme«<sup>6</sup>.

So gesehen sind wir Philologen eine verdammt traurige Spezies, wenn wir in unserer Unfähigkeit zum Leben nicht zugleich so zum Lachen wären. Wohl keiner hat den Philologen und das, was er schreibt, so boshaft und treffsicher aufs Korn genommen wie Friedrich Nietzsche; »An dem Buche eines Gelehrten ist fast immer auch etwas Drückendes, Gedrücktes: Der ›Specialist‹ kommt irgendwo zum Vorschein, sein Eifer, sein Ernst, sein Ingrim, seine Ueberschätzung des Winkels, in dem er sitzt und spinnt, sein Buckel – jeder Specialist hat seinen Buckel. Ein Gelehrten-Buch spiegelt immer auch eine krummgezogene Seele [...] Man sehe seine Freunde wieder, mit denen man jung war, nachdem sie Besitz von ihrer Wissenschaft ergriffen haben [...]. Ach, wie sie selbst auf immer nunmehr von ihr besetzt und besessen sind! In ihre Ecke eingewachsen, verdrückt bis zur Unkenntlichkeit, unfrei, um ihr Gleichgewicht gebracht, abgemagert und eckig überall, nur an Einer Stelle ausbündig rund, – man ist bewegt und schweigt, wenn man sie so wiederfindet.«<sup>7</sup> Das also sind nach Auskunft Nietzsches die Philologen: Ewiggestrige, nutzlose Existenzen, Ritter von der traurigen Gestalt, denen man sogar die Windmühlen genommen hat, Menschen ohne Witz und Leidenschaft, Sonderlinge mit skurrilen Vorlieben und körperlichen Gebrechen, versessen auf Buchstaben, auf Surrogate, nicht aufs wirkliche Leben – Methadonjunkies, die guten Stoff nicht mehr zu schätzen wissen.

Philologie heißt ›die Liebe zum Wort‹. Aber diese Liebe muss, soll sie nicht verdorren, auch gepflegt werden. Der professionelle Gelehrte, der das Gegenteil von dem verkörpert, was wir uns unter einer ästhetischen Existenz vorstellen, ist kein Feind der Literatur, nur weil er Wissenschaftler ist. Aus *Liebe* zur Literatur ist der Philologe fleißig, streng und skrupulös. Er muss die Regeln nennen können, die einem Dichter als intuitive Grammatik zur Verfügung stehen. Die Aufgabe eines Philologen besteht darin, peu à peu, aber konsequent, die wilde, selbstvergessene Lektüre durch einen Vorgang des geduldigen, prüfenden, innehaltenden, zurückblätternden Lesens zu ersetzen. Im Übergang vom Lesen zur Philologie wiederholt sich auch ein historischer Wechsel, den die Rezeption des literarischen Wortes selbst erfahren hat:



Einst wurde laut gelesen, vielleicht, wahrscheinlich sogar, auch getanzt und getrommelt, das Lesen erfasste den ganzen Körper, war ein elementarer Zwang, ein Akt physiologischer Ausschließlichkeit. Heute lesen wir leise: Es war eine geradezu erschütternde Erfahrung, als Augustinus beim Besuch des Bischofs Ambrosius in Mailand die Erfahrung machte, dass auch ein stummes Gespräch mit den Buchstaben möglich ist: Taub und blind für die Welt um ihn her, war Ambrosius zutiefst bewegt im Herzen, lauschte einem ins Seelenleben entrückten Geschehen, das der äußeren Welt unsichtbar geworden war und doch in ihm glühte.<sup>8</sup>

Der Philologe liest nicht nur leise, er liest stumm. Die diakritischen Zeichen einer historisch-kritischen Ausgabe etwa lassen sich phonetisch gar nicht artikulieren. Der Philologe muss stumm lesen, weil er nur so auch bei Verstand bleibt. Samuel Taylor Coleridge hat den Akt der Lektüre einmal als »willing suspension of disbelief«<sup>9</sup> charakterisiert, als die bereitwillige Aufhebung jeden Zweifels für die Dauer der Lektüre, und wenn wir Jules Verne auf einer seiner »voyages imaginaires« begleiten, etwa jener, die seine Helden zum Mittelpunkt der Erde führt, sind wir gut beraten, diesen Vorschlag zu beherzigen. Der Philologe jedoch stellt keinen seiner Zweifel zurück – nicht einen. Der Philologe ist ein geborener Querulant, er traut nichts und niemandem und schon gar nicht einem anderen Philologen. Und das ist gut so. Der Philologe liest auch nicht, um der Welt zu entfliehen, weder hingeworfen noch kontemplativ versunken, sondern stumm, distanziert und hellwach: Er unterbricht sich, macht Notizen, vergleicht, zweifelt, prüft, denkt nach.

Ist das wirklich so schlimm? Tötet dieses Studium, wovon es doch lebt: die Literatur? Susan Sontag hat vor Jahrzehnten in einem seinerzeit intensiv diskutierten Essay *Against Interpretation* anstelle der Hermeneutik eine Erotik der Literatur gefordert, die das philologische Handwerk hinter sich lässt und ihrer Empathie vertraut.<sup>10</sup> Ich möchte das genaue Gegenteil vorschlagen, nämlich die Erotik der Hermeneutik anzuerkennen, die Literaturwissenschaft als eine von Epikuräern der Kultur betriebene Technik der Verfeinerung und Stimulation der Lektüre zu rühmen, die unsere kulturelle Existenz nicht beschränkt hat, sondern bereichert.

Warum soll der Literatur versagt sein, was in anderen Bereichen des Lebens als selbstverständliche kulturelle Entwicklung angesehen wird? Wir reißen die Karotten nicht mehr aus dem Boden und schlucken sie, noch mit

Erde daran, herunter, sondern garen sie in Kalbsfond und glasieren sie mit Butter und Zucker. Wir fallen Kühe nicht auf der Weide an und reißen ihnen mit bloßen Zähnen ein Stück aus der Keule, sondern führen diese, bei milder Hitze, mit Lorbeer und mit viel Bordeaux, ihrer Vollendung entgegen. Wir trinken keinen vergorenen Most aus Abfall, sondern eine Cuvée aus Cabernet und Syrah-Trauben mit Kirschtönen, wir besuchen nicht das Ohnesorg-Theater und amüsieren uns über inkontinente Großväter, sondern fiebern in der Schaubühne mit einer verletzten und in ihrer Verzweiflung maßlos verletzenden Hedda Gabler; und lieber als DJ Ötzi hören wir Pergolesi – oder meinethalben auch Black Eyed Peas. Dass auch der Mainstream der populären Kultur mittlerweile die hermeneutische Fantasie herausfordert, belegt ihre Leistung, auch am Unscheinbaren die zentripetalen Kräfte der ästhetischen Entgrenzung wahrzunehmen, so wie sie auch am Spektakulären verborgene Geheimnisse zu enthüllen vermag.

Dem wird niemand widersprechen. Die Kultivierung der Sitten wird gemeinhin nicht als Abschied von der Kultur gedeutet. Wir dürfen unsere Zunge verfeinern, unsere Geschmacksnerven entwickeln, unsere Ohren sensibilisieren, unsere Augen sehen lehren und unsere Wahrnehmung schärfen – im Fall der Lektüre aber sollen wir roh und unbehauen bleiben wie die Cro-Magnon-Menschen, so als garantiere der simple Sachverhalt, den Klauen des Analphabetismus entkommen zu sein, bereits eine ausreichende Voraussetzung für authentische literarische Erfahrungen. Als sei Lektüre ein schamanistisches Ritual, erfahrbar in seinem archaischen Charakter vorzugsweise am Lagerfeuer und ersatzweise noch im kindlichen Lesen unter der Bettdecke mit Taschenlampe, nimmermehr aber am Schreibtisch und mit Bleistift in der Hand. Als dürfe man von literarischer Erfahrung nur sprechen, wenn greise Erzähler bedeutsam murmeln und ergriffene Zuhörer in Zuckungen verfallen, niemals aber im akademischen Alltag, wo Dozenten angeblich das doppelte Kunststück zuwege bringen, mit fachlicher Terminologie erst dem literarischen Text seine Unschuld zu rauben und dann auch noch zuvor leidenschaftliche Leser in Tiefschlaf zu versetzen. Als sei schon das Wissen um unterschiedliche Erzählperspektiven ein Sakrileg, mit dem man das Heiligtum eines Textes schände, als nähe, wer Allegorien und Chiasmen erkennt, der Literatur das Leichentuch.

Die Philologie macht die Welt nicht besser – sie maßregelt die Dichter, drangsaliert die Studierenden und ver-



schleißt das Leben der Gelehrten, aber eines tut sie nicht: Sie schmälert nicht den Reiz der Lektüre. Im Gegenteil: Sie erhöht ihn. Das setzt freilich ein Leben voraus, das sich Zeit fürs Lesen nimmt: so langsam, geduldig und beständig, wie Nietzsche, der bei allem Spott über die Philologen wusste, was er an ihnen als Lesern hatte, es sich im Vorwort zu seiner *Morgenröthe* wünscht: »Philologie nämlich ist jene ehrwürdige Kunst, welche von ihrem Verehrer vor Allem Eins heischt, bei Seite gehn, sich Zeit lassen, still werden, langsam werden –, als eine Goldschmiedekunst und -kennerschaft des *Wortes*, die lauter feine vorsichtige Arbeit abzuthun hat und Nichts erreicht, wenn sie es nicht *lento* erreicht. Gerade damit aber ist sie heute nöthiger als je, gerade dadurch zieht sie und bezaubert sie uns am stärksten, mitten in einem Zeitalter der ›Arbeit‹, will sagen: der Hast, der unanständigen und schwitzenden Eilfertigkeit, das mit Allem gleich ›fertig werden‹ will.«<sup>11</sup> Diese Geduld, das Entzücken am treffenden Wort, das Staunen über die Kraft der Metapher, über den Zauberbann der sprachlichen Fügung und die Erschütterung beim unerwarteten Durchblick auf ihre Abgründe, haben in der trostlosen Betriebsprosa der neuen Philologie keinen Ort mehr. Der Exzellenzwahn der neuen Bildungspolitik und die Hysterie ihres Jugendlichkeitskultes hat systematisch die Lehre und das Lesen, das wilde so gut wie das philologische, entwertet. Wenn sogar in den Tempeln der Philologie, etwa dem altherwürdigen Literaturarchiv in Marbach, nassforsche Manager nicht nur dem Nachwuchs, sondern auch schon seinen Betreuern à tout prix Jugendlichkeit abverlangen, als sei der Philologe ein Fußballer, der im vierten Lebensjahrzehnt schon zu gichtbrüchig sei, um Ball und Wort noch halten zu können, so verrät dies ein neues Verständnis von Philologie als einer Art sportiven Eventmanagements. Förderungswürdig ist die Philologie nicht wegen der Relevanz der aus dem Text entwickelten Fragestellungen, sondern wegen der Fitness der Antragsteller und der Frequenz der von ihnen so geschmeidig in Umlauf gebrachten Keywords des akademischen Snobismus, mit denen die unter der Antragsflut ächzenden Gutachter angefütert werden. Die vornehmliche Aufgabe der Philologie besteht demzufolge nicht länger in der Rekonstruktion von Sinnhorizonten, sondern in der Fließbandfertigung von Anträgen auf Mittelakquise. Die neue Textsorte ›Cluster-Antrag‹ hat eigentümliche Fliehkräfte freigesetzt, die immer mehr Hochschullehrer – die noch so heißen, obwohl sie längst nicht mehr lehren, sondern

Drittmittel einwerben – in die Umlaufbahn befördern, wo sie als Trabanten um eine leere Mitte kreisen, in der betäubt ein großer Wille steht, was sie, die nichts gelesen haben, nicht verstehen, was ihnen aber dennoch bzw. deshalb mit der weiteren Ermäßigung von Lehre vergolten wird. Denn der neue Philologe hat »drittmittelaktiv« zu sein, nicht belesen. Unterrichten soll er schon gar nicht, sondern in Exzellenzclustern seine Terminologie tunen. Man könnte dies als den performativen Selbstwiderspruch der neuen Hochschulpolitik bezeichnen, die ihre Philologen mit dem Auftrag betraut hat, beflissen und gut gelaunt an der Beseitigung ihrer selbst mitzuwirken.

1 A. Bennett: *Die souveräne Leserin*. Berlin 2008

2 Pointiert ist das Abenteuer dieses wahnwitzigen militärischen Unternehmens in der Arbeit von A. Muhlstein nachzulesen: *Der Brand von Moskau. Napoleon in Russland*. Frankfurt am Main/Leipzig 2008

3 Hofmannsthal in Notizen zum nicht ausgeführten zweiten Teil seines *Gesprächs über Gedichte*, das dem Leser gelten sollte. In: H. v. Hofmannsthal: *Sämtliche Werke. Kritische Ausgabe*, hg. von R. Hirsch, Bd. 31: *Erfundene Gespräche und Briefe*. Frankfurt am Main 1991, S. 333

4 Aufschlussreich hierzu H. Schlaffer: *Poesie und Wissen. Die Entstehung des ästhetischen Bewusstseins und der philologischen Erkenntnis*. Frankfurt am Main 1985

5 E. Canetti: *Die Provinz des Menschen. Aufzeichnungen 1942–1972*. Frankfurt am Main 1976, S. 251

6 J. D. Falk: *Goethe aus näherem persönlichen Umgang dargestellt*. Leipzig 1850, S. 76f.

7 F. Nietzsche: *Die fröhliche Wissenschaft*, in: ders.: *Kritische Studienausgabe (KSA)*, hg. von C. Colli und M. Montinari. München/Berlin/New York 1980, Bd. 3, S. 614f.

8 Dazu, und nicht nur dazu, A. Manguels hinreißende Studie: *Eine Geschichte des Lesens*, Frankfurt am Main 2008, hier vor allem S. 93–116

9 S. T. Coleridge: *Biographia literaria: or biographical sketches of my literary life and opinions*, hg. von G. Watson [1817]. London 1984, passim

10 S. Sontag: »Gegen Interpretation«, in: dies.: *Kunst und Antikunst. 24 literarische Analysen*. Frankfurt am Main 1982, S. 11–22

11 F. Nietzsche: *KSA*, a. a. O., Bd. 3, S. 17